

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Thomas Buergenthal

Ein Glückskind

Wie ich als kleiner Junge Auschwitz überlebte
und ein neues Leben fand

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

Vorwort	11
Von Lubochna nach Polen	17
Kattowitz	41
Das Ghetto von Kielce	54
Auschwitz	82
Der Todestransport von Auschwitz nach Sachsenhausen	107
Befreiung	119
In der polnischen Armee	137
Von Otwock nach Göttingen	155
Ein neuer Anfang	176
Leben in Göttingen	189
Nach Amerika	224
Überleben. Einige Gedanken	239
Nachbemerkung	247
Anhang	281

Vorwort

Dieses Buch hätte wahrscheinlich schon vor vielen Jahren geschrieben werden sollen, als mir die Ereignisse, die ich beschreibe, noch frisch im Gedächtnis waren. Doch mein anderes Leben ist dazwischengekommen – das Leben, das ich seit meiner Ankunft in den Vereinigten Staaten 1951 führe; ein Leben, angefüllt mit erzieherischen, beruflichen und familiären Verantwortlichkeiten, das wenig Zeit für die Vergangenheit gelassen hat. Es kann auch sein, dass ich, ohne mir darüber bewusst zu werden, den Abstand von über einem halben Jahrhundert brauchte, um mein früheres Leben aufzuschreiben, weil dieser Abstand mir erlaubte, auf eine objektivere Weise zu erzählen, ohne allzu sehr auf Details einzugehen, die für meine Geschichte nicht wirklich wesentlich sind. Es ist für mich trotzdem wichtig, sie zu erzählen, denn ihre Wirkung auf den Menschen, der ich geworden bin, hält an.

Natürlich wusste ich immer, dass ich meine Geschichte eines Tages erzählen würde. Ich musste sie meinen Kindern und dann meinen Enkeln erzählen. Ich bin davon überzeugt, dass es für sie wichtig ist zu wissen, wie es war, während des Holocaust Kind zu sein und die Konzentrationslager zu überleben. Meine Kinder hatten Bruchstücke meiner Geschichte zu Hause am Esstisch und bei Familientreffen gehört, aber es war nie die ganze Geschichte. Schließlich ist es nichts, was sich eignet, bei solchen Gelegenheiten erzählt zu werden. Doch es ist eine Geschichte, die erzählt und weitergegeben

werden muss, besonders in einer Familie, die während des Holocaust praktisch ausgelöscht wurde. Nur so kann die Verbindung zwischen Vergangenheit und Zukunft für unsere Familie wiederhergestellt werden. Zum Beispiel gelang es mir nie wirklich, meinen Kindern genau und ausführlich zu schildern, wie meine Eltern sich während des Krieges verhielten und welche Charakterstärke sie an den Tag legten, zu einer Zeit, in der andere unter ähnlichen Umständen ihren moralischen Kompass verloren. Die Geschichte ihrer Tapferkeit und Integrität bereichert die Geschichte unserer Familie, und sie darf nicht mit mir begraben werden.

Ich hatte auch den Wunsch, meine Geschichte einem größeren Publikum zu präsentieren. Nicht weil ich glaubte, dass mein frühes Leben im größeren Maßstab der Dinge besonders bemerkenswert gewesen wäre, sondern weil ich seit langem die Meinung hege, dass der Holocaust nicht gänzlich begriffen werden kann, wenn wir ihn nicht mit den Augen derer betrachten, die ihn durchlebten. Den Holocaust zahlenmäßig zu erfassen – sechs Millionen –, wie es gewöhnlich geschieht, ist eine unbeabsichtigte Entmenschlichung der Opfer und trivialisiert die zutiefst menschliche Tragödie, mit der wir es zu tun haben. Die Zahlen verwandeln die Opfer in eine austauschbare Masse namenloser, seelenloser Körper, statt sie als die Individuen sichtbar zu machen, die sie waren. Jeder von uns, der den Holocaust durchlebte, hat eine persönliche Geschichte, die es wert ist, erzählt zu werden, nicht zuletzt deshalb, weil sie der Erfahrung ein menschliches Gesicht verleiht. Wie alle Tragödien brachte der Holocaust seine Helden und Schurken hervor, normale Menschen, die niemals ihre Menschlichkeit verloren, und andere, die, um sich selbst zu retten oder nur wegen eines Stückchen Brots, dabei halfen,

ihre Mitmenschen in die Gaskammern zu schicken. Dies ist auch die Geschichte einiger Deutscher, die mitten im Gemetzel ihre Menschlichkeit nicht aufgaben.

Für mich ist die Geschichte jedes einzelnen Überlebenden eine wertvolle Ergänzung der allgemeinen Geschichte des Holocaust. Die Lebensberichte der Individuen vertiefen unser Verständnis jenes katastrophalen Ereignisses, das nicht nur die europäischen Juden als solche vernichtete, sondern auch ihre einzigartige Kultur und ihren Charakter. Deshalb habe ich versucht, meine Geschichte vom Standpunkt des Kindes aus zu erzählen, das ich war und an das ich mich erinnere, nicht aus der Perspektive eines alten Mannes, der über jenes Leben nachdenkt. Meine Geschichte sollte ihren Charakter als ein von der damaligen Zeit geprägtes, persönliches Zeugnis eines kindlichen Überlebenden des Holocaust nicht verlieren.

Dieses Buch enthält meine Erinnerungen an Ereignisse, die über sechs Jahrzehnte zurückliegen. Die Zeit und das Alter spielen dem Gedächtnis so manchen Streich; sicher ist das auch diesen Erinnerungen anzumerken: Namen von Menschen, die erwähnt werden, fehlen oder sind ungenau wiedergegeben; Dinge geraten durcheinander; Ereignisse fanden früher oder später statt als berichtet. Da ich dieses Buch nicht früher schrieb, konnte ich diejenigen, die mit mir in den Lagern waren, nicht mehr befragen und meine Erinnerungen an bestimmte Geschehnisse mit den ihren vergleichen, und das bedaure ich sehr. Natürlich bedaure ich am meisten, dass ich viele Einzelheiten nicht mehr mit meiner Mutter erörtern konnte. Und trotz aller Mühe fand ich es manchmal schwierig, wenn nicht unmöglich – besonders in den ersten zwei Kapiteln des Buches –, klar zwischen den Ereignissen zu unterscheiden, deren Zeuge ich wurde, und anderen, von denen

meine Eltern mir erzählten oder von denen ich erfuhr, wenn ich ihren Gesprächen zuhörte. Alles, was ich dazu sagen kann, ist, dass diese Ereignisse mir beim Schreiben deutlich vor Augen standen, so klar wie jede Erfahrung aus erster Hand.

Die Kapitel dieses Buches folgen chronologisch aufeinander, aber die Zeitenfolge der Episoden innerhalb der Kapitel folgt nicht unbedingt dieser Ordnung. Nach so vielen Jahren kann ich mich an einzelne Geschehnisse oft sehr deutlich erinnern, aber ich weiß nicht unbedingt, wann genau sie stattfanden. Für das Kind, das ich war, hatten Datum und Zeit keine Bedeutung. Wenn ich mir heute diese Ära meines Lebens ins Gedächtnis rufe, wird mir klar, dass ich nicht in Begriffen von Tagen, Monaten oder selbst Jahren dachte, wie ich es heute tun würde. Ich wuchs in den Lagern auf, ich kannte kein anderes Leben, und mein einziges Ziel war, am Leben zu bleiben, von einer Stunde auf die andere, von einem Tag auf den anderen. Das war die Verfassung, in der ich mich befand. Ich maß die Zeit einzig in den Kategorien der Stunden, die wir bis zu unserer nächsten Mahlzeit noch zu warten hatten, oder der Tage, die uns blieben, bevor Dr. Mengele höchstwahrscheinlich eine weitere seiner tödlichen Selektionen durchführte. Deshalb hatte ich beispielsweise zu Anfang der Niederschrift dieses Buches keine Ahnung, wann ich 1944 in Auschwitz ankam. Das erfuhr ich erst, als ich die Archive dort zu Rate zog. Aus dem Internet erfuhr ich das Datum meiner Befreiung, das Eintreffen der russischen Armee in Sachsenhausen, und das der Liquidierung des Ghettos von Kielce. Die Recherchen für das Buch beschränkten sich auf solche Dinge; alles andere, was ich erzähle, basiert auf meinen eigenen Erinnerungen.

Hätte ich dieses Buch Mitte der fünfziger Jahre des letzten

Jahrhunderts geschrieben, als ich einen ersten Versuch machte, einen Teil meiner Geschichte zu erzählen, und einen Bericht des Todesmarsches von Auschwitz in einer universitären Literaturzeitschrift veröffentlichte, hätten die Ereignisse, die ich in dieser Autobiographie schildere, vielleicht den Anstrich einer größeren Unmittelbarkeit. Zu jener Zeit, unbelastet von der abmildernden Wirkung, die die vergehende Zeit auf das Gedächtnis ausübt, besonders hinsichtlich schmerzlicher Inhalte, konnte ich mich noch deutlich an meine Todesangst erinnern, die Erfahrung des Hungers, das Gefühl von Verlust und Unsicherheit, das mich bei der Trennung von meinen Eltern überwältigte, und meine Reaktionen auf die Gräueltaten, die ich miterlebte. Die Zeit und das Leben, das ich seit dem Holocaust führte, haben jene Gefühle und Eindrücke gedämpft. Als Autor dieses Buches bedaure ich das, denn sicher wäre der Leser an diesem Teil der Geschichte ebenfalls interessiert. Doch ich bin davon überzeugt, dass ich, hätte ich jene Gefühle und Eindrücke all die Jahre mit mir herumgetragen, kaum ohne tiefgreifende seelische Verwundungen über meine Holocaust-Vergangenheit hinweggekommen wäre. Vielleicht ist es meine Rettung gewesen, dass die Erinnerungen im Lauf der Zeit verblassten.

Meine Erfahrung des Holocaust hatte sehr wesentliche Auswirkungen darauf, wie ich mich als Mensch entwickelte, auf mein Leben als Professor für Völkerrecht, auf Menschenrechte spezialisierter Jurist und internationaler Richter. Vielleicht liegt es auf der Hand, dass meine Vergangenheit mich zu den Menschenrechten und zum Völkerrecht hinzog, ob mir das damals klar war oder nicht. Jedenfalls befähigte sie mich dazu, ein besserer Anwalt der Menschenrechte zu sein, und sei es nur deshalb, weil ich in der Lage war, nicht nur

intellektuell, sondern gefühlsmäßig zu verstehen, was es bedeutet, ein Opfer von Menschenrechtsverletzungen zu sein. Ich konnte diese Dinge tief in mir selbst spüren.

Der Leser mag sich fragen, warum dieses Buch mit meiner Ankunft in den USA endet. Ich wählte dieses Ereignis, weil es der natürliche Schlusspunkt der Geschichte war, die ich mit solcher Dringlichkeit zu erzählen wünschte. Es war die Geschichte meines ersten Lebens; mein zweites Leben begann, als mein Schiff am 4. Dezember 1951 in den Hafen von New York einlief.

Von Lubochna nach Polen

Januar 1945. In den offenen Waggons gab es wenig Schutz gegen Kälte, Wind und Schnee, den charakteristischen Erscheinungsformen eines harten osteuropäischen Winters. Auf dem Weg von Auschwitz in Polen zum Konzentrationslager Sachsenhausen in Deutschland durchquerten wir die Tschechoslowakei. Als unser Zug sich einer Brücke näherte, sah ich Leute, die uns von oben zuwinkten, und plötzlich regneten Brotlaibe auf uns herab. Als wir eine weitere Brücke passierten, kamen wieder Brote von oben. Außer Schnee hatte ich nichts gegessen, seit wir, den heranrückenden sowjetischen Truppen nur um wenige Tage voraus, Auschwitz verlassen und nach einem dreitägigen Gewaltmarsch den Zug bestiegen hatten. Das Brot rettete wahrscheinlich nicht nur mir, sondern auch vielen anderen das Leben, die sich mit mir auf diesem Transport befanden. Als Todestransport von Auschwitz sollte er in die Geschichte eingehen.

Es kam mir damals nicht in den Sinn, zwischen den von der Brücke regnenden Broten und der Tschechoslowakei, dem Land meiner Geburt, eine Verbindung herzustellen. Das geschah erst Jahre nach dem Krieg, immer dann, wenn ich eine Geburtsurkunde vorlegen musste. Da ich keine besaß, verlangte man eine eidesstattliche Versicherung von mir, die »auf Treu und Glauben« bestätigte, dass ich am 11. Mai 1934 in Lubochna, Tschechoslowakei, geboren wurde. Wenn ich eines dieser Dokumente unterschrieb, kehrte unweigerlich die Erinnerung an jene Brücken zurück.

Erst nach dem Zusammenbruch des kommunistischen Regimes in der Tschechoslowakei gelang es mir endlich, meine Geburtsurkunde zu bekommen. Sie war die Bestätigung meiner vielen eidesstattlichen Versicherungen, und sie weckte in mir und meiner Frau Peggy den Wunsch, Lubochna zu besuchen; Peggy war neugierig auf meinen Geburtsort, und ich wollte mich jenem Stück Erde auch innerlich wieder nähern, wo ich zum ersten Mal die Augen geöffnet hatte.

Lubochna ist ein kleiner Ferienort in den Bergen der Niederen Tatra in der heutigen Slowakei. Von Bratislava, der Hauptstadt, aus ging die Fahrt kurvenreich einige Stunden an zahlreichen Bächen und Flüssen entlang. Ohne es geplant zu haben, erreichten wir Lubochna im Mai 1991 fast auf den Tag genau siebenundfünfzig Jahre nach dem Tag meiner Geburt. Ein herrlicher, sonniger Tag begrüßte uns, als wir in den kleinen Ort hineinfuhren, der von freundlichen, sanft ansteigenden Bergen umschlossen wird, wie sie für die Niedere Tatra charakteristisch sind, im Gegensatz zu den schrofferen Hängen der Hohen Tatra.

Jetzt verstand ich, warum mein Vater davon geträumt hatte, eines Tages nach Lubochna zurückkehren zu können, und warum auch meine Mutter so gern hier gelebt hatte. Es schien ein so idyllischer Flecken zu sein. Als Peggy und ich den Ort durchwanderten, in der Hoffnung, das Gebäude zu finden, das einst das Hotel meiner Eltern gewesen war, wurde mir bewusst, dass mich bis auf jenes amtliche Stück Papier, in dem der Name Lubochna neben meinem Namen stand, nichts mehr mit dem kleinen Städtchen verband. Das Hotel haben wir nicht gefunden – später erfuhr ich, dass es irgendwann in den sechziger Jahren abgerissen worden war. Wenn mein Besuch mir auch bestätigte, dass Lubochna tatsächlich

so schön war, wie meine Eltern erzählt hatten, so musste ich mir nun doch mit großer Traurigkeit eingestehen, dass dieser Ort für meine Familie und mich nicht mehr darstellte als eine historische Fußnote in einer Geschichte, die hier mit der Freude über die Geburt eines Kindes begonnen hatte, bald aber eine ganz andere Wendung nahm.

Kurz vor dem Machtantritt Hitlers im Jahr 1933 war mein Vater, Mundek Buergenthal, aus Deutschland nach Lubochna übersiedelt. Zusammen mit seinem Freund Erich Godal, einem Karikaturisten und Gegner der Nationalsozialisten, der für eine große Berliner Tageszeitung arbeitete, hatte er beschlossen, ein kleines Hotel in Lubochna zu eröffnen, da Godal dort ein Haus besaß. Die politische Situation in Deutschland wurde für Juden und für Leute, die gegen Hitler und die Ideologie der Nazis waren, von Tag zu Tag gefährlicher. Mein Vater und Godal glaubten aber offenbar, dass die Begeisterung der Deutschen für Hitler in ein paar Jahren abflauen würde und sie dann wieder nach Berlin zurückkehren könnten. Bis dahin, so stellten sie sich vor, wären sie nicht allzu weit von Deutschland weg, könnten dadurch aus nächster Nähe die Ereignisse verfolgen und anderen Freunden, die womöglich gezwungen wären, das Land schnell zu verlassen, für einige Zeit Zuflucht gewähren.

Mein Vater war 1901 in Galizien geboren worden, einem Gebiet in Polen, das vor dem Ersten Weltkrieg zum habsburgischen Österreich-Ungarn gehört hatte. Deutsch und Polnisch waren die Sprachen, die in der Grundschule und auch größtenteils in den weiterführenden Schulen gesprochen wurden. Die Eltern meines Vaters lebten in einem Dorf, das einem reichen polnischen Großgrundbesitzer gehörte. Dessen ausgedehnte Besitzungen wurden von meinem Großvater

Berlin



HAUS GODAL

LUBOCHNA · TATRA



STAATSBAD LUBOCHNA, das slowakische Karlsbad, liegt 600 m hoch traumhaft schön in den dichten Gebirgswäldern der Tatra, umgeben von einem romantischen Kranz 12–1500 m hoher Berge. Man erreicht Lubodina in elf stündiger D-Zug-Fahrt ab Berlin über Breslau = Oderberg (Bohumin). Ab 15. Mai ist es D-Zug-Station. Lubochna gehört noch nicht zu den Kurorten, in denen sich der lärmende Betrieb der Großstadt fortsetzt. Alles ist zu absoluter Erholung geschaffen: die herrliche Gebirgs-Waldluft, das milde Klima, die tiefe Ruhe des Gebirgstales.



Zwischen Kurhaus und Post, völlig zentral liegt das HAUS GODAL in einem herrlichen 12000 qm großen Garten. Es ist ein Landhaus mit 18 Zimmern. Alle Fremdenzimmer sind mit ganz modernen

»Villa Godal«, das Hotel der Familie Buergenthal in Lubochna

niedrigen farbigen Lackmöbeln eingerichtet, jedes Zimmer hat fließendes warmes und kaltes Wasser.

— Die Mahlzeiten werden auf der 22 m langen Glasveranda eingenommen, die dem Gebirge zu-

gewandt liegt. —

Der Garten hat Liegewiesen, für jeden Gast ist ein Liegestuhl vorgesehen.

Besonderer Wert ist auf die Verpflegung gelegt, die absolut erst-

klassig ist und nach deutsch-böhmischer Art zubereitet wird. Der Speisezettel eines Tages sieht ungefähr so aus:

Frühstück: 2 Eier oder Aufschnitt + Butter, Konfitüren, Gebäck, Kaffee, Tee oder Kakao nach Wahl.

Mittag: Suppe od. Pastete, 1 Fleischgang mit Gemüse, Früchte od. Kompott, Süßspeise, Mokka.

Abends: 1 warmer Fleischgang, Käseplatte oder Früchte.



väterlicherseits verwaltet – für einen Juden in dieser Zeit und in diesem Teil der Welt eine durchaus ungewöhnliche Beschäftigung. Der polnische Grundbesitzer war in der österreichischen Armee der Kommandeur meines Großvaters gewesen, und nach dem Ende des aktiven Militärdienstes, als beide wieder ins Privatleben zurückkehrten, hatte er ihn in seine Dienste genommen. Nach und nach wurde mein Großvater der Verwalter all seiner vielen Höfe und Ländereien.

Die nächste höhere Schule, die mein Vater besuchen konnte, befand sich in einer ziemlich weit entfernten Stadt. In unserer Familie erzählte man sich gern, dass mein Vater, um zu dieser Schule zu gelangen, eine Zeitlang bei einem Bahnwärter einquartiert wurde, der einen Bahnübergang ganz in der Nähe dieser Stadt überwachte. Da es dort in der Umgebung keinen Bahnhof gab, veranlasste der Bahnwärter morgens und nachmittags den Lokführer mit seiner Fahne, langsamer zu fahren, damit mein Vater auf- beziehungsweise abspringen konnte. Später wurden andere, weniger abenteuerliche Vereinbarungen getroffen, damit er die Schule besuchen konnte.

Nach dem Abitur und dem kurzen Militärdienst in der polnischen Armee während des Russisch-Polnischen Kriegs, der 1919 begann, schrieb sich mein Vater in der Juristischen Fakultät der Universität von Krakau ein. Doch schon vor dem Ende seines Studiums verließ er Polen und zog nach Berlin. Dort wohnte auch seine ältere Schwester, die mit einem bekannten Berliner Modeschöpfer verheiratet war. Mein Vater bekam eine Stelle bei einer jüdischen Privatbank. Er stieg schnell auf und wurde schon als relativ junger Mann Abteilungsleiter, weil er sich beim Investitionsmanagement seiner Bank als äußerst geschickt erwies. Durch seine Position und durch die sozialen Kontakte seines Schwagers hatte er Kon-

takt zu vielen Schriftstellern, Journalisten und Schauspielern, die damals zur kulturellen Vielfalt Berlins beitrugen. Der Aufstieg Hitlers und die nicht enden wollenden Angriffe seiner Anhänger auf Juden und antifaschistische Intellektuelle, von denen viele zu den Freunden meines Vaters zählten, bewogen den jungen Bankbeamten schließlich dazu, Deutschland zu verlassen und sich in Lubochna niederzulassen.